

Abwärts auf der Himmelsleiter

Das Wormser Konkordat beendet vor 900 Jahren den Investiturstreit

Kaiser und Papst legten im Wormser Konkordat einen jahrzehntelangen Streit bei. Das Dokument markiert den Beginn einer neuen Ära. In den Jahrhunderten zuvor hatten die Kaiser mit den Päpsten nicht verhandelt, sondern waren ganz anders mit ihnen umgegangen.

VON NILS SANDRISSER

Worms. Der Kaiser beglaubigt mit einem schlichten Kreuz. Anschließend erhält er in einer Messe von drei päpstlichen Legaten den Friedenskuss und die Kommunion. Das Dokument, das Heinrich V. (1105–1125) am 23. September in Worms unterzeichnet, ist eine der wichtigsten Urkunden des Heiligen Römischen Reichs. Die Nachwelt kennt sie unter dem Namen „Wormser Konkordat“.

Das Konkordat mache den Beginn einer neuen Ära sichtbar, sagt der Heidelberger Historiker Bernd Schneidemüller: „Die Welt zerfällt hier in eine geistliche und eine weltliche Sphäre.“ Seine Zürcher Kollegin Claudia Zey ergänzt: „Die Päpste setzen ihren Anspruch durch, die obersten Kirchenfürsten zu sein, in deren Belange sich die weltliche Macht nicht einmischen darf.“

Für heutige Menschen scheint es normal, dass Kaiser und Papst einen Vertrag schlossen. Damals aber war das außergewöhnlich. Denn als kirchliche Oberhäupter hatten die römisch-deutschen Könige und Kaiser ein bis zwei Jahrhunderte zuvor vor allem sich selbst betrachtet und waren mit den Päpsten noch ganz anders umgesprungen.

Otto III. (983–1002) zum Beispiel hatte ein Heer nach Rom gegen den ihm nicht genehmen Papst Johannes XVI. geführt. Ottos Soldateska stach dem Papst die Augen aus, schnitt ihm Ohren, Nasen und Zunge ab, setzte ihn verkehrt herum auf einen Esel, führte ihn so durch Rom und schlug ihn dabei grün und blau. Eine Synode erklärte Johannes auf Ottos Geheiß für abgesetzt. Und sogar noch Heinrich III. (1039–1056), der Großvater Heinrichs V., hatte nacheinander vier Päpste auf den Stuhl Petri gehoben und so seine Macht über Rom demonstriert. Die römisch-deutschen Könige und Kaiser setzten vor dem 12. Jahrhundert nicht nur mit großer Selbstverständlichkeit Päpste ein und ab, sondern auch Bischöfe oder Äbte von Klöstern. Bei dieser „Investitur“ erhielten Bischöfe ihren Bischofsring und -stab aus der Hand der Monarchen.

Reformer wollen Simonie und Priesterehe nicht

In der Kirche rumorte es wegen dieser Praxis schon länger. Eine Reformbewegung, ausgehend von den Klöstern Cluny und Corze im heutigen Frankreich und deren Tochterklöstern, wollte die Kirche aus ihrer Verweltlichung befreien. Insbesondere die Simonie, der Ämterkauf, stieß den Reformern sauer auf. Könige und Kaiser verschachtelten Bistümer und Abteien samt zugehöriger Pfründe nämlich mitunter an den Meistbietenden. Auch die Priesterehe, bis weit ins elfte Jahrhundert hinein noch üblich, war in Cluny und Corze nicht gern gesehen.

Schon während der Regierungszeit Heinrichs III. gewannen die Reformer immer mehr Einfluss in der Kirche. Mit Leo IX. (1049–1054) wurde jemand Papst, der viele Geistliche, die in der Tradition der Reformklöster standen, an die Kurie



Ein Fenster im Wormser Dom erinnert an das Konkordat, das Kaiser und Papst vor 900 Jahren schlossen.

holte. Zwischen König Heinrich IV. (1056–1105) und Papst Gregor VII. (1073–1085) sollte es dann gewaltig krachen. Gregor beansprucht Vorrang der Geistlichkeit vor der weltlichen Gewalt. Er fordert für sich das Recht, Bischöfe ein- und abzusetzen, sogar das Recht, dem Kaiser seine Krone zu nehmen.

Heinrich verweigert das glatt. In einem Brief spricht er Gregor mit dessen Geburtsnamen Hildebrand an und zeigt so, dass er nicht einmal mehr dessen Pontifikat anerkennt. Auch Gregor geht jetzt in die Vollen und exkommuniziert den König – ein bis dahin noch nie dagewesener Vorgang. Die deutschen Fürsten setzen Heinrich nun das Schwert auf die Brust: Binnen Jahresfrist müsse er den Kirchenbann lösen, sonst sei er seine Krone los.

Canossa

Der Investiturstreit ist in Deutschland untrennbar mit dem Namen Canossa verknüpft. Vor der Burg Canossa musste König Heinrich IV. Buße tun, um von Papst Gregor VII. von dessen Bann gelöst zu werden.

Für die Zeitgenossen hatte Canossa als Ereignis allerdings kaum die Bedeutung, die ihm heute zugesprochen wird. Der Kirchenbann über einen König schockierte zwar viele Chronisten, doch nutzte sich der Schockeffekt schnell ab, da die Päpste dieses Instrument danach häufiger einsetzten.

Ein Sinnbild für Buße oder Reue wurde Canossa erst sehr viel später, und zwar durch den deutschen Reichskanzler Otto von Bismarck (1815–1898). Im sogenannten Kulturkampf des deutschen Staats gegen die deutschen Katholiken verkündete er 1872 im Reichstag: „Nach Canossa gehen wir nicht.“ Er meinte damit, dass das Deutsche Reich nicht nachgeben werde.

„Canossa“ wurde hier zum Sinnbild einer Niederlage. Eine eindeutige Niederlage für Heinrich IV. war das historische Ereignis allerdings nicht. Schließlich erreichte er damit die Lösung des Kirchenbanns und rettete so seine Krone.

Heinrich zieht nach Italien und wartet drei Tage barfuß und im Büßergewand vor der Burg Canossa, ehe Gregor ihn einlässt, sich mit ihm versöhnt und den Bann löst. Die große Wende, die manche in Canossa sehen, sei es nicht gewesen, sagt die Historikerin Zey, weil sich das Blatt danach sich noch oft gewandelt hatte: „Aber es war so etwas wie der erste Lackschaden für das Königtum.“

Streit zwischen Heinrich und Gregor geht weiter

Im Jahr 1078 verbot eine Lateransynode Klerikern bei der Strafe der Exkommunikation, ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien anzunehmen. Der Streit zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. ging also weiter. 1080 bannte Gregor den König erneut. Heinrich zog wieder nach Italien, diesmal aber nicht als Büsser, sondern als Krieger. 1083 eroberte er Teile Roms und setzte den Gegenpapst Clemens III. ein, der ihn zum Kaiser krönte.

In England und Frankreich gab es ebenfalls Streit zwischen Königen und Päpsten um die Investitur. Doch dort einigte man sich geräuschloser als in deutschen Landen. „Die englischen und französischen Könige haben nicht den Anspruch der Kaiser, Schutzherrn der Christenheit zu sein“, erklärt der Heidelberger Historiker Schneidemüller. „Sie haben weniger Probleme damit, in kirchlichen Dingen Gehorsam zu bekunden.“ Die Könige auf der iberischen Halbinsel ließ der Vatikan gleich ganz in Ruhe, denn er brauchte ihre Dienste in der Rückeroberung Spaniens von den Muslimen. „Die Päpste haben genau geschaut, wo was für sie durchsetzbar ist“, erläutert Zey diese Nachsichtigkeit.

Nach vielen gescheiterten Versuchen, den Investiturstreit beizulegen, bringt das Wormser Konkordat endlich die Lösung – auf Initiative der Reichsfürsten, die auf eine Einigung drängen. Das zeige, dass die Reformer in der Kirche stets auf eine weltliche Unterstützung angewiesen gewesen seien, analysiert Zey. Heinrich V. verzichtet fortan auf die Investitur mit den geistlichen Symbolen Ring und Stab und garantiert freie Bischofs- und Abtswahlen ohne Simonie. Er verhandelt jedoch hinein, dass die römisch-deutschen Könige und Kaiser weiter bei diesen Wahlen anwesend sein dürfen und so Einfluss darauf nehmen können. Außerdem darf er Kleriker weiter mit Land und Rechten belehnen, was sie von den Herrschern materiell abhängig hält. Trotz der Verhandlungserfolge macht das Wormser Konkordat deutlich: Die Kaiser können nicht mehr verordnen, sie müssen mit den Päpsten auf Augenhöhe verhandeln. Schneidemüller beschreibt es so: „Auf der Leiter zum Himmel rutscht der Kaiser ein paar Stufen nach unten.“

● **Claudia Zey: Der Investiturstreit;** Verlag C.H. Beck; München 2017; 128 Seiten; 8,95 Euro; ISBN 978-3-406-70655-4.

● Die Evangelische Erwachsenenbildung Worms-Wonnegau bietet Führungen durch eine Sonderausstellung zum Konkordat im Wormser Museum Andreasstift an. Termine sind am 6. und am 18. Oktober sowie am 5. November, jeweils um 14 im Museum am Weckerlingplatz. Anmeldung unter E-Mail erwachsenenbildung.worms@dekhn.de.